37 — 1898

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Maria.

Ein Frauenbild aus dem wirklichen Leben.

Von A. vom Rhein.

(Fortsetzung.)

Frau Riehl überflog die Zeilen; dann schloß sie ihr Kind in die Arme und suchte es zu trösten.

„Das war vorauszusehen, Maria,“ sprach sie sanft, „die Welt geht mit dem Erfolg — mit dem Geld. Ideal angelegte Naturen giebt es nur wenige, materieller Vorteil ist die Triebfeder für das Handeln der meisten Menschen!“

„Auch Du sagst das, Mutter?“

„Das ist eine Erfahrung, die das Leben lehrt, Kind.“

„Wie recht hattest Du, Vater,“ entrang es sich mit einem hörbaren Seufzer der Brust des jungen Mädchens, „wie ahnungsvoll waren Deine Gedanken an jenem Abend, als ich Dich zum letztenmal bei Deiner Arbeit störte! Nie, nie hätte ich das gedacht; auf Waldemars Treue würde ich geschworen haben. Ich glaubte, er würde jetzt unsere Stütze, er würde unser Ratgeber sein und nun ist er der erste, der uns im Elend verläßt.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

„Sei ruhig, Maria,“ mahnte Frau Riehl mit weicher Stimme, „er ist keine Thräne wert. — Ich halte es wahrhaftig für ein Glück, daß es so gekommen ist und Du vor einer unglücklichen Ehe bewahrt bleibst. Ein Mann, der Dich nur wegen der zu erhoffenden Mitgift zum Weibe nimmt, ist ein verächtlicher Egoist, an dessen Seite ein Geschöpf wie Du die Hölle auf Erden gehabt haben würde. Sei zufrieden, liebes Kind, und vertraue auf Gott. Der Lenker aller Dinge weiß, was uns not thut, und auch in dieser Wendung müssen wir seine gütige, fürsorgende Hand sehen. Schlimmes wurde Deinem jungen vertrauenden Herzen zugefügt, Schlimmeres demselben vielleicht erspart.“

Maria trocknete ihre Thränen und hob den Blick zu der Mutter empor.

„Sei meine tapfere, starke Aelteste,“ fuhr Frau Riehl fort und streichelte der Tochter Wangen. „Es bleibt uns viel zu thun, wenn wir uns durchs Leben schlagen wollen und in der ernsten Pflichterfüllung findet auch das kranke Herz Trost und Ruhe. Auch Dir, mein Kind, wird sicherlich noch das ersehnte Glück zu teil, den „Guten ergeht es am Ende doch gut“, heißt es im Liede.“

„Du hast recht, Mütterchen,“ lächelte Maria unter Thränen. „Ich will zu vergessen suchen. Von allen Fesseln bin ich jetzt frei, und ich werde diese Freiheit zu Deinem und der jüngern Geschwister Vorteil benutzen.“

Sie erhob sich und trat an ein Schränkchen, aus welchem sie eine zierliche Schatulle hervorholte. „Erst reine Bahn schaffen,“ sprach sie und wandte den Kopf zurück, dann entnahm sie der Schatulle ein feines Armband, streifte den Verlobungsring vom Finger und packte beides sorgfältig in ein Kästchen. Mit fester Hand schrieb sie die Adresse ihres Bräutigams und ohne eine begleitende Zeile übergab sie die bewahrten Pfänder bräutlicher Liebe und Treue der Post.

4.

Ernestine Mollert, die ältere Schwester des gewesenen Bräutigams, besaß seit einem Jahr in M. ein Töchterpensionat, das sich wachsender Sympathien erfreute. Die Zahl der Schülerinnen war in den letzten Wochen auf achtundzwanzig, damit aber gleichzeitig die auf den Schultern der Leiterin ruhende Arbeitslast auf eine Höhe gestiegen, daß sie derselben zu erliegen drohte. Nicht nur sollte sie in dem großen Haushalt überall nach dem Rechten sehen, sondern auch noch selbst Unterricht erteilen.

Fräulein Mollert sah ein, daß dies nicht ausführbar war, wenn sie das beste irdische Gut, die Gesundheit, nicht verlieren wollte, und verlangend schaute sie nach seiner hilfreichen Hand aus. Zwar fehlte es keineswegs an jungen Damen, welche ihr gerne geholfen haben würden, die Bürde zu tragen, allein sie bedurfte eines ganz besonders vertrauenswürdigen Wesens, da einesteils eine sparsame Wirtschaftsführung für das junge Unternehmen geboten erschien, andernteils ein unbedachtes oder böswilliges Wort die ohnehin leicht erregbare und zu kleinen Intriguen geneigte Mädchenschar auseinanderzusprengen geeignet war.

In dieser schwierigen Lage erinnerte sich die Schwester Mollerts der Braut ihres Bruders, von der sie wußte, daß sie auch im Elternhause die Hauptstütze bildete.

„Fräulein Sophie,“ redete Ernestine Mollert eines Tages ihre Lieblingsschülerin an, „möchten Sie nicht heute nachmittag einen Spaziergang nach K. machen und meinem Bruder ein Briefchen bringen? Ich habe eine sehr wichtige und eilige Nachricht an ihn und kann leider nicht selbst aus dem Hause, da für morgen noch zu viel zu thun ist. Das Wetter ist prächtig, vielleicht komme ich Ihnen gegen Abend entgegen.“

„O, weshalb nicht, Fräulein Mollert?“ erwiderte das junge braunäugige Mädchen und schüttelte den kleinen Lockenkopf. „Ich bin immer bereit, wenn ich Ihnen gefällig sein kann und der Spaziergang nach K.,“ setzte sie lachend hinzu, „bekommt mir gewiß nicht weniger gut, als die Musikstunde. Nur möchte ich bitten, mir Zeit zu lassen; Sie wissen ja, zur Schnellläuferin bin ich nicht geboren.“

„Na, gewiß, liebes Kind,“ scherzte die Leiterin des Instituts und legte vertraulich die Hand auf die Schulter der Schülerin. „Vor dem Abendbrot brauchen Sie keinesfalls zurück zu sein.“



Apfeldieb. Von Hugo Oehmichen. (Mit Text.)

„Schön, so geben Sie mir das Brieſchen, in zehn Minuten bin ich marschfertig.“

„Ich werde es sofort schreiben. Ehe Sie hier wieder erscheinen, liegt es bereit.“

Mit diesen Worten trennten sich die Damen. Sophie Rupf eilte auf ihr Zimmerchen, während Fräulein Mollert ihren Schreibtisch aufsuchte. Mit flüchtiger Hand warf letztere folgende Zeilen auf ein Billet:

„Lieber Waldemar!

Die Arbeitslast ist mir zu viel. Ich bedürfte dringend einer zuverlässigen Stütze, wenn nicht mein Unternehmen oder meine Gesundheit zu Grunde gehen soll. Da habe ich nun an Deine Braut, Marie Riehl, gedacht, die infolge der auch mir zu Ohren gekommenen veränderten Verhältnisse in ihrer Familie vielleicht gerne mir gegen Entgelt zur Seite stehen würde. Auf sie könnte ich mich wohl am ehesten verlassen. Willst Du sie nicht einmal fragen, ob sie geneigt ist? Aber dann alsbald! Oder soll ich ihr schreiben?

Herzlich grüßend Deine Schwester Ernestine.“

Sophie Rupf machte sich wohlgemut auf den Weg. Nach anderthalbstündiger gemütlicher Wanderung langte sie in K. an, allein der Adressat des Briefes war nicht zu Haus. Auch ihn hatte das schöne Wetter hinausgelockt und seine Hauswirtin vermochte nicht anzugeben, bis wann er wieder zurück sein werde. So blieb dem jungen Mädchen nichts anderes übrig, als das Billet zurückzulassen, so gerne sie auch einen Bescheid sofort in Empfang genommen hätte.

Mollert war von dem Plane seiner Schwester, welcher er von der Aufhebung des Verlöbnisses noch keine Kunde gegeben hatte, nichts weniger als erbaut. Es genierte ihn, über die Vorgänge der letzten Tage zu sprechen, zumal Ernestine von Anfang an seiner Verbindung mit der Familie Riehl nicht sonderlich freundlich gegenüber gestanden hatte, dann aber, als die Verlobung perfekt war, ihm ins Gewissen geredet und ihn eindringlich gewarnt hatte, mit dem Rufe und dem Herzen eines Mädchens kein leichtfertiges Spiel zu treiben. „So etwas rächt sich, Waldemar,“ hatte sie gesagt, „wenn nicht an Dir, dann vielleicht an Deinen Schwestern.“

„Was wird sie sagen?“ brummte der junge Mann vor sich hin und überflog das Brieſchen der Schwester abermals. „Es ist fatal, daß ich ihr nun gerade von der Aufhebung Mitteilung machen muß. Aber es bleibt nichts anders übrig und vernehmen muß sie es einmal ja doch.“

Er stellte die Lampe auf seinen Pult und suchte Papier und Feder herbei. Aber statt zu schreiben, malte er in Gedanken versunken allerhand Figürchen auf sein Papier, oder kaute eifrig an seinem Federstiel.

„Nein, ich kann ihr nicht selbst schreiben und sie einladen, zu Ernestine zu gehen,“ murmelte er dann, „sie hat mir keine Zeile geschrieben und einer Ablehnung kann ich mich nicht aussetzen. Das wäre eine klägliche Niederlage für mich. Zwar würde ich Maria möglicherweise einen Gefallen mit solchem Anerbieten erzeigen und sie sich freuen, ein neues Heim zu finden, allein in der Wirkung bleibt es für sie dasselbe, ob ich schreibe oder Ernestine, und so soll denn lieber die Schwester die Feder zu diesem Versuche ansetzen. Ja, ja,“ bekräftigte er seinen Entschluß, „so soll es sein.“

Alsdann schrieb er:

„Liebe Schwester!

Ich habe meine Verlobung mit Maria Riehl vor einigen Tagen gelöst. Die Familie ist ganz verarmt und ich kann kein Mädchen ohne Geld gebrauchen. Geschenke und Ring hat sie mir ohne eine Zeile zurückgesandt. — Ich glaube wohl, daß sie zu Dir kommen würde, zumal sie als ein Muster von Nachsicht und Nächstenliebe gilt. Aber ich kann ihr jetzt natürlich nicht schreiben, sondern muß Dir anheimgeben, ihr direkt das Angebot zu machen. Du brauchst ja von der Aufhebung des Verhältnisses nichts zu wissen.

Beste Grüße Waldemar.“

* * *

Maria Riehl ist seit vierzehn Tagen als Wirtschafterin in Ernestine Mollerts Hause thätig. Ohne Zögern hatte sie in die dargebotene Hand eingeschlagen und freudig die schweren Pflichten übernommen, die ihr aufgetragen wurden. Allein während man ihr anfänglich ein Maß von Arbeit zuwies, das mit ihrer Körperkraft wenigstens einigermaßen harmonierte, steigerte man im Laufe der Zeit die ihr zugeteilten Aufgaben dermaßen, daß das junge Mädchen unter der Bürde zusammenzubrechen drohte. Nicht nur hatte die Schwester ihres gewesenen Bräutigams ihr die Wirtschaftsführung übertragen, sondern sie in den ihr verbleibenden wenigen freien Stunden auch noch zur Erteilung von Handarbeitsunterricht herangezogen. Stumm, ohne ein Wort der Klage, fügte Maria sich den Wünschen der Leiterin des Instituts und erst als dieselbe ihr Arbeiten zu übertragen versuchte, die sonst von Dienstboten verrichtet zu werden pflegen, wagte Maria einen bescheidenen Einspruch mit Hinweis auf die getroffenen Abmachungen.

„In einer großen Haushaltung läßt sich die Grenze nicht so genau ziehen,“ erwiderte Ernestine in gereiztem Tone. „Das sollte ein Mädchen in Deinen Jahren wissen.“

„Jeder kann aber nur so viel leisten, wie die ihm von Gott verliehene Kraft gestattet,“ entgegnete Maria sanft. „Ich unterziehe mich freudig jeder Aufgabe, schon um des Mütterchens willen, das auf mich und meinen Erwerb wartet. Aber gerade die Rücksicht auf die Mutter ist es auch, die mir gebietet, mit meiner Kraft hauszuhalten.“

Ohne ein weiteres Wort machte sie sich hierauf an die Reinigung der Zimmer, welche Ernestine Mollert von ihr gefordert hatte.

Einige Tage blieb Maria infolge dieses kurzen Wortwechsels von ähnlichen Anforderungen an ihre Körperkraft und Nachgiebigkeit verschont. Aber Fräulein Mollert war nicht diejenige, welche auf die Wünsche und Neigungen anderer mehr Rücksicht zu nehmen pflegte, als sie unbedingt mußte. Sie kannte nur sich und ihre Interessen, und diese mit allem Nachdruck zu vertreten, war der Hauptzug ihres Charakters.

„Maria,“ redete sie eines Tages die frühere Braut ihres Bruders an, „ich habe auf morgen die Wäscherin bestellt. Wenn Du mit Deiner Hausarbeit fertig bist, magst Du der Frau helfen, um rascher damit zu Ende zu kommen.“

Der Angeredeten stieg bei diesem Ansinnen das Blut zu Kopfe, aber sie schwieg. „Liebe Ernestine,“ bemerkte sie endlich zaghaft, „solche Arbeit übersteigt meine Kraft, zudem möchte ich Dich bitten, auch auf mein Gefühl ein klein wenig Rücksicht zu nehmen, mich nicht zum Dienstmädchen zu erniedrigen. Thue Mütterchen diesen Schmerz nicht an, wenn Du glaubst, meinem Herzen keine Schonung schuldig zu sein.“

„Hm,“ versetzte Fräulein Mollert spitz, „ich habe für solche Empfindlichkeiten kein Verständnis. Du bist jetzt nicht mehr die Tochter eines reichen Mannes und hättest bis heute eigentlich schon lernen sollen, Dich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Wenn Du das Fräulein spielen willst, wirst Du noch sehr üble Erfahrungen im Leben machen und manchmal froh sein, trockenes Brot zu haben.“

In Marias Augen schimmerten Thränen. „Ich nehme gerne und ohne zu murren einen Vorwurf hin, wenn er berechtigt ist,“ erwiderte sie, „Deiner aber ist unberechtigt. Wer mich hier arbeiten sah, weiß, daß ich das Fräulein nicht spielen will und mich längst unserer Lage angepaßt habe. Aber ich bleibe auch im Unglück die Tochter Fedor Riehls,“ fügte sie stolz hinzu, „und Du solltest mich am allerwenigsten fühlen lassen, daß der Vater Unglück hatte. Nicht als Dienstmädchen, sondern als Freundin hast Du mich gerufen. Nicht ich habe Dich, Du hast mich aufgesucht.“

„Der alte Stolz, der mir an der gesamten Riehlschen Familie von jeher zuwider war,“ lachte Ernestine Mollert spöttisch. „Wie weit man es mit solchem Stolze . . .“

„Ehrgefühl ist es!“ unterbrach Maria die Sprecherin.

„Wie weit man es mit solchem Stolze bringt,“ vollendete die Leiterin des Pensionats den Satz, „haben wir ja gesehen. Ich habe meinen Bruder gleich vor einer Verbindung mit der Familie Riehl gewarnt und es zeigt sich heute, wie recht ich hatte. Na, er ist ja noch rechtzeitig zur Besinnung gekommen.“

„Hätte er das Herz und Ehrgefühl eines Riehl, er würde anders gehandelt haben. Ich gab ihm ohne Zögern seine Freiheit zurück. Er möge Gold suchen und mit dem Golde glücklich werden! Daß Du von dem Bruch des Verlöbnisses wußtest, mich dennoch mit Worten alter Freundschaft in Dein Haus zogst und mich nun zu Deiner Magd zu erniedrigen suchst, das ist eine Handlungsweise, die auf Dich zurückfällt.“

„Ich bezahle Dich und Du hast meinen Befehlen nachzukommen. Ich frage Dich: willst Du der Wäscherin helfen oder nicht?“ rief Fräulein Mollert mit Heftigkeit.

„Beruhige Dich, Ernestine,“ erklärte Maria resigniert, „Du bist die Herrin, ich die Dienerin. Ich werde Deinem Befehle nachkommen, dann aber — sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte leise — dann — werde ich Dein Haus sofort verlassen.“

„Wie Du willst.“

5.

In ein bescheidenes Häuschen eines der Vorstädte Hamburgs hatte der unerbittliche Sensenmann seinen Einzug gehalten. Die Gattin und Mutter hatte er nach kurzer Ehe hinweggerafft und trauernd standen der Vater und die Kleinen an der Bahre. Die armen Kinder hatten noch kein Verständnis für den schweren Verlust, der sie betroffen; sie weinten, weil sie den Vater und die Verwandten weinen sahen und wenige Tage, nachdem das treue Mutterherz in die kühle Erde versenkt worden war, jauchzten und lachten sie so frisch und fröhlich in die Welt hinaus, als ob nichts passiert wäre. Glückliche Kindheit, in welcher der Mensch den Jammer und das Weh dieser Welt noch nicht versteht!

Für Karl Friedrich Lindheim war der Tod seines Weibes ein überaus harter Schicksalsschlag. Er verlor in ihr nicht nur die

treue Lebensgefährtin und zartbesorgte Mutter seiner Kinder, sondern auch eine umsichtige und sparsame Wirtschafterin, die es meisterlich verstanden hatte, mit den wenigen Mitteln, welche seine Stellung ergab, auszukommen und doch die Familie nach außen in jenem Ansehen zu erhalten, das die Stellung des Gatten und das Fortkommen der Kinder erforderte.

Was Wunder, wenn es ihm bangte, eine Fremde das Erbe seines Weibes antreten zu lassen. Bei reichen Mitteln ist das Wirtschaften keine Kunst, um dagegen bei dürftigen Verhältnissen auszukommen, ist die nimmer ermüdende Umsicht der treuen Gattin, die sich eines mit dem Oberhaupte der Familie weiß und die ganze Selbstlosigkeit des besorgten Mutterherzens erforderlich, um die gezogenen Grenzen nicht zu überschreiten. Wo ist aber die Fremde, welche sich Beschränkungen auferlegen mag? Um solchen zu entgehen, zieht sie ja hinaus in die Welt, in eine dienende, abhängige Stellung!

Auch Lindheim sollte diesen, die Menschheit beherrschenden Zug kennen lernen. Vergeblich suchte er nach einem weiblichen Wesen, das sich mit dem bescheiden mochte, was er zu bieten in der Lage war, vergeblich nach einem Herzen, das den mutterlosen Kleinen eine liebevolle Pflegerin und Beschützerin sein wollte. Und doch konnte er weiblicher Hilfe nicht entraten.

In dieser Not lenkte eine Verwandte seine Aufmerksamkeit auf Maria Riehl, welche das Pensionat des Fräulein Mollert vor kurzem verlassen hatte.

Der bekümmerte Vater trug dem jungen Mädchen die Wirtschaftsführung in seinem Hause an und legte offen seine bescheidenen Verhältnisse und die mancherlei Mühen dar, welche der Stellvertreterin seines allzu früh heimgegangenen Weibes harrten.

Ohne Zögern nahm Maria an.

Mit den besten Vorsätzen und einem Herzen voller Liebe, wie es nur das Frauengemüt für verwaiste Kinder zu bieten im stande ist, eilte sie nach Hamburg.

Mit bewundernswerter Umsicht und Thatkraft ergriff sie die Zügel der Wirtschaft und bald hielten Ordnung und Pünktlichkeit ihren siegreichen Einzug. Maria ging völlig in ihrem Amte auf. Meisterlich verstand sie es, mit den vorhandenen bescheidenen Mitteln hauszuhalten. Persönlich von einer beispiellosen Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit, suchte sie den Wünschen des Hausherrn nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, den Bitten der Kleinen gerecht zu werden. Mit fast mütterlicher Zärtlichkeit nahm sie sich der Kinder an und bereits nach wenigen Wochen hatte sie die kleinen Herzen ganz gewonnen. Ein Wunsch, ein Wink von Tante Maria, wie sie im Hause genannt wurde, setzte die Beinchen oder Aermchen der Kleinen in die lebhafteste Bewegung, sie wetteiferten förmlich, der guten Herzenstante einen Dienst zu erweisen. Und das hatte nicht Strenge, sondern warme, sorgende Liebe zuwege gebracht. Die Kinderherzen fühlen ja instinktiv, wer ihnen wohl will.

Maria war überglücklich und mit innigem Danke blickte sie zu Gott empor, der sie an diese Stelle geführt, ihr einen so köstlichen Wirkungskreis zugewiesen hatte.

* * *

Fünfzehn Monate waren verflossen, seit Lindheims Gattin zur ewigen Ruhe eingegangen war. In sein Haus war dank der treuen Fürsorge und weisen Sparsamkeit Marias eine gewisse Behaglichkeit eingekehrt, die sich noch merklich steigerte, als seine Stellung eine bessere, sein Einkommen ein größeres wurde.

Karl Friedrich Lindheim hielt darum den Zeitpunkt für gekommen, sich mit Ruhe und Vorteil nach einer zweiten Lebensgefährtin umzusehen. Er suchte diesmal ein Weib mit Geld, viel Geld; er wollte den gemeinen Sorgen des Lebens mit einem Schlage entrückt sein. An seine treue Verwalterin, die aufopferungsfähige Pflegerin seiner Kinder, dachte er nicht; das Verlangen nach Besitz, nach Reichtum, hatte ihn für die Tugenden des Herzens blind gemacht und unbekümmert um Marias Gemüt und ihre Zukunft verfolgte er seinen geldgierigen Plan. —

Er fand, was er gesucht — eine reiche Frau.

Maria Riehl, die selbstlose Freundin und Beschützerin der unschuldvollen Kleinen, nahm die Kunde von der stattgehabten Verlobung neidlos entgegen, und mit aufrichtiger Freude brachte sie Lindheim ihre Glückwünsche dar. Nur wenn sie bei den Kindern still beisammen saß, sie unterwies, oder ihrem harmlosen Geplauder lauschte, stahl sich eine Wehmutsthräne bei dem Gedanken in ihre Augen, daß sie den liebgewonnenen Wirkungskreis werde verlassen, das fröhliche Lachen und die herzigen treuen Augen der Kleinen werde entbehren müssen. —

Lindheims Verlobte machte anfänglich vereinzelt, dann häufiger Besuche im Hause ihres Bräutigams, um sowohl die Kinder, als auch die Wirtschaft kennen zu lernen. Während die Dame den Kleinen gegenüber eine zunehmende Freundlichkeit an den Tag legte, begegnete sie Maria mit wachsender Kälte, die sich allmählich auch auf ihren Bräutigam zu übertragen schien. Jedenfalls fand Lindheim, der bis dahin Maria mit vollstem Vertrauen und mit gebührender Höflichkeit begegnet war, seit Wochen kein Wort der Anerkennung mehr für ihre treue Pflichterfüllung und immer ausgeprägter wurde das Verhältnis von Herr und Dienerin.

Maria zartempfindendes Herz ahnte längst, woher dieser Gesinnungswandel komme, aber sie sollte auch bald ihre Vermutung bestätigt finden. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Sonntag. Lindheim hatte mit seiner Braut und den Kindern einen Spaziergang gemacht und kehrte erst gegen Abend heim. Maria, welche mit ihren Hausgeschäften seit einer Stunde fertig war, spazierte vor dem Hause auf und ab.

Als die Kleinen der Tante Maria ansichtig wurden, sprangen sie ihr mit lautem Jubel entgegen, und ehe es eine Hand zu wehren vermochte, hingen sie an ihrem Halse.

„Fräulein Riehl," redete Lindheims Braut, die inzwischen herangekommen war, Maria in schroffem Tone an, „ich muß Sie dringend bitten, diese Zärtlichkeiten mit den Kindern zu lassen. Ich soll nun bald Mutterstelle bei ihnen vertreten und da kann ich nicht dulden, daß sich eine Fremde zwischen uns drängt."

„Nichts liegt mir ferner, als die Kleinen der Mutter zu entfremden," entgegnete Maria in ihrer sanften Weise. „Ich habe Herrn Lindheims Kinder gepflegt und gehegt, als ob sie meine eigenen wären und mein Herz gehört diesen unschuldvollen Kleinen jetzt und immerdar. Daß sie mich lieben — was kann ich dafür? Liebe erzeugt Gegenliebe, namentlich beim Kinde. Soll ich die Kinder von mir stoßen, wenn sie vertrauend nahen? O, das vermag ich nicht! Dann scheide ich lieber aus dem mir liebgewordenen Wirkungskreis, so schwer mir das auch werden mag."

„Nein, nein, Tante Maria," riefen die Kinder und umklammerten Fräulein Riehls Knie, „Du darfst nicht von uns gehen. Wenn Du fortgehst, gehen wir mit Dir."

„Da siehst Du, wie recht ich hatte, Karl, als ich davor warnte, die Kinder mit dem Mädchen stets allein zu lassen," bemerkte die angehende Stiefmutter zu Lindheim gewandt mit triumphierendem Lächeln. „Sie hat es verstanden, die Kleinen für sich einzunehmen und ich werde anfänglich allem Anschein nach einen recht schwierigen Stand haben. Aber ich werde schon eine andere Stimmung hineinbringen," fuhr sie mit einer energischen Kopfbewegung fort, als ihr Bräutigam schwieg, „die Kinder sollen und müssen den Eltern anhängen."

„Das wird sich schon von selbst machen, liebes Kind," besänftigte Lindheim, der Marias verstörte Miene beobachtet hatte und in dessen Herz sich noch etwas von Dankbarkeit gegen die gewissenhafte Wirtschafterin und Pflegerin seiner mutterlosen Kleinen regte. „Du darfst auch das, was ganz natürlich ist, nicht durch Deine lebhafte Phantasie zu etwas Außergewöhnlichem anschwellen lassen. Du sollst . . ."

Die Braut zog beleidigt die Lippen. „Von selbst macht sich nichts, mein Schatz, am wenigsten so etwas," unterbrach sie ihn. „Aber ich denke, es wird sich machen, wenn — Fräulein Riehl," — sie betonte das Wort Fräulein und warf dabei Maria einen spöttischen Blick zu — „Dein Haus verlassen haben wird."

Maria stieg bei diesen Worten das Blut heftig zu Kopfe, allein sie redete kein Wort, sondern wandte sich ab und dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Lieutenant von Mangelsdorfs Manöverwurst.

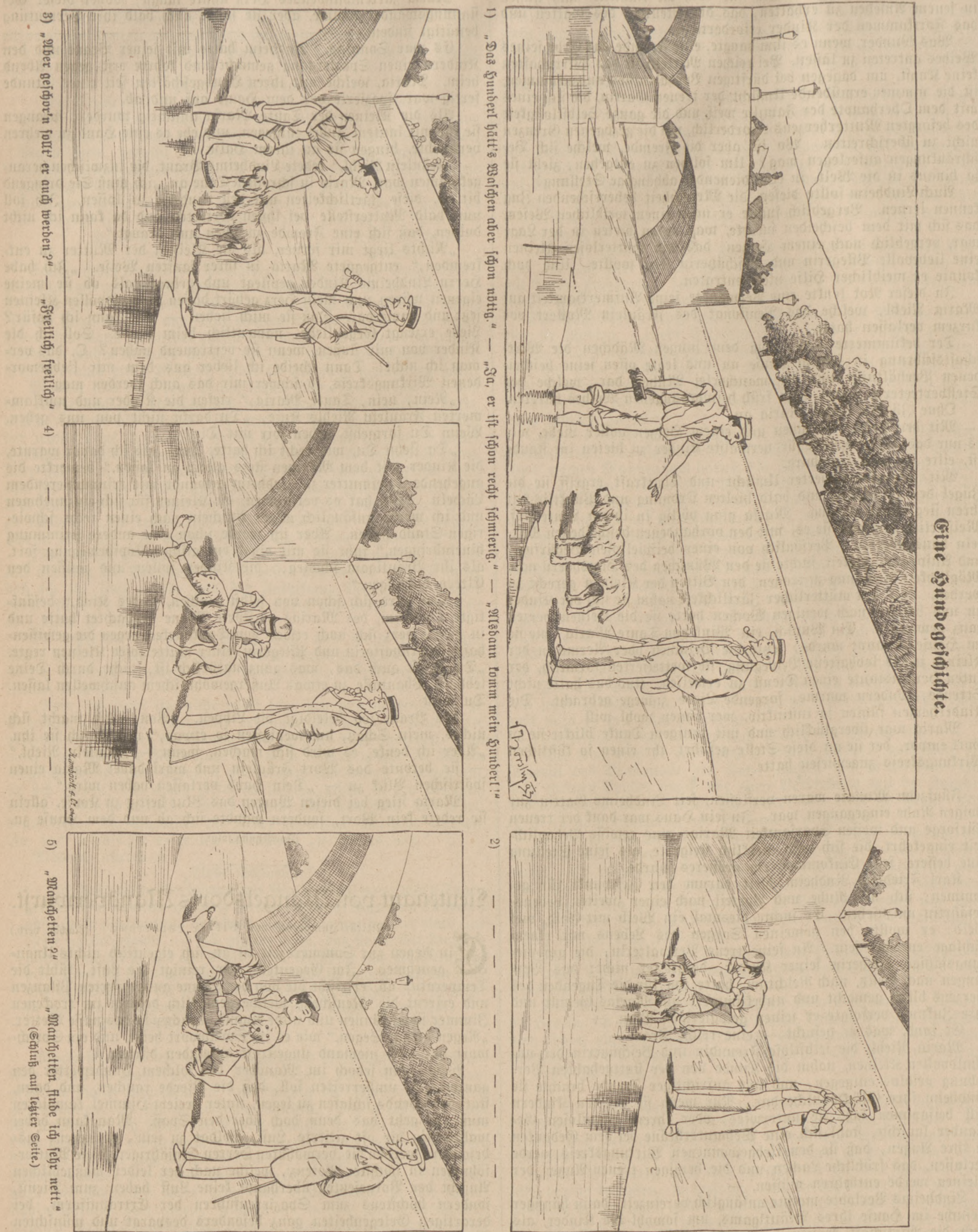
Militär-Humoreske von Viktor Laverrenz. (Nachdr. verb.)

Ein Regen zur Sommerszeit ist an sich eigentlich nichts Unangenehmes. Im Gegenteil. Er reinigt die Luft, kühlt die Temperatur ab, erfrischt die von der Sonne ausgedörrten Pflanzen und erfreut die Menschen, welche gemütlich daheim im trockenen Zimmer sitzen können und nicht hinaus brauchen in das nasse Wetter. „Regen bringt Segen," wie es im Sprichwort heißt, und ein Sprichwort hat noch niemand ungestraft anfeinden dürfen.

Wenn man jedoch im Manöver bei solchem Hundewetter den ganzen Tag umherreiten soll, daß die Pferde rauchen, und dann, statt sich abends schlafen zu legen, unter freiem Himmel kampieren muß, so geht das denn doch über den Spaß. Man kann dabei wahrhaftig die oft zitierte ‚Lust, Soldat zu sein', verlieren; insbesondere werden die ‚verwöhnten Herren Einjährigen, diese Muttersöhnchen in höchster Potenz', welche nach der leider maßgeblichen Ansicht der Vorgesetzten überhaupt keine Lust haben zum Dienst, sondern höchstens zum Spazierenführen der Extrauniform, bei derartigen Gelegenheiten ganz besonders desparat und wünschten Wetter und Manöver wo anders hin, als sie eben sind. So denken wenigstens die Vorgesetzten. Einem Einjährigen, welcher behauptete, er sei gerne Soldat, würde man in's Gesicht sagen: „Du lügst!"

„Aber warum ziehen denn die Soldaten keine Mäntel an?" höre ich die schönen Leserinnen fragen.

„Meine verehrte Damen! Wenn sie keine Damen wären, so würde ich entrüstet ausrufen: „O sancta simplicitas!“ Das wäre jedoch unartig, und ich will es daher aus der mir sowohl angeborenen, wie anerzogenen Ritterlichkeit, denn auch ich war Einjährig-Freiwilliger, unterlassen, werde mir vielmehr Mühe geben, die Sache nach bestem Können zu erklären. Die Mäntel haben, weiß Gott, eine andere Bestimmung, als angezogen zu werden. Bei der Kavallerie dienen sie dazu, hinter dem Sattel über der Schabracke ebenso halbmondförmig wie vorschriftsmäßig an den Hinterzwiesel geschnallt zu werden mit dem extra hierzu vorhandenen Mantel- und den beiden Pack-Riemen. Bei der Infanterie hat der Mantel den idealen Zweck, fein säuberlich gerollt, wie eine wohlgedrechselte Wurst, sich um Rücken und Brust des Kriegers zu schmiegen, den Träger dieses regenwurmartigen Ungeheuers beim





Im Zwiegespräch. Nach dem Gemälde von Emil Rau. (Mit Text.)

Marschieren zu drücken und beim Schießen zu hindern; neuerdings ist der Mantel dazu da, um den Tornister herumgeschnallt zu werden und somit das nicht unbedeutende Gewicht des letzteren erheblich zu vermehren. Schon der leider nur zu wahre Spruch: „Was nützt mich der Mantel, wenn er nich gerollt is“ wird die Unantastbarkeit meiner Behauptung erweisen.

An einem der oben näher bezeichneten Regentage schlich die vierte Eskadron eines Ulanen-Regiments über die mit Pfützen bedeckte Landstraße dahin, traurig und langsam wie eine Herde begossener Pudel. — Die sonst so lustig im Winde flatternden Lanzenflaggen hingen aufgeweicht herab, weinten ob des schlechten Wetters und träufelten den armen Ulanen das Wasser gerade in die Halsbinde. Die Pferde ließen die Köpfe hängen und plantschten gleichgültig durch das Wasser; die Offiziere zogen die Schultern noch höher empor, als sie sonst zu thun pflegen; die Einjährigen und die Unteroffiziere hofften im stillen, daß das Biwak bei diesem wolkenbruchartigen Regen abgesagt werden würde, und nahmen daher mit Freude wahr, daß der Guß sich immer mehr verstärkte. — Den Gemeinen aber war alles ganz egal.

Leider sollte sich die so berechtigte Hoffnung der bequemen Einjährigen nicht bewahrheiten. Es wurde wirklich biwakiert, trotzdem der dazu ausersehene Acker vollständig unter Wasser stand; dem ersten Zuge war außerdem die zweifelhafte Ehre zu teil geworden, am heutigen Tage die Feldwache beziehen zu dürfen.

Mit stillem Groll hatte der Lieutenant v. Mangelsdorf, der Führer des ersten Zuges, das Kommando entgegen genommen. Da er jedoch ebenfalls geglaubt hatte, daß das Biwak abbestellt würde, sah es mit seinem Proviant sehr schlecht aus und Schmalhans war bei ihm Küchenmeister. Er trat deshalb vor dem Abmarsch zu seinem Rittmeister und machte ihm von seinem gastronomischen Manko Mitteilung, indem er gleichzeitig bat, einen kleinen Umweg von drei Viertelstunden machen zu dürfen, um sich in der Stadt Jüterbogk, vor dessen Thoren das Lager aufgeschlagen war, mit dem Nötigen zu versehen.

„Das geht nicht, lieber Mangelsdorf, so leid es mir thut. Jeden Augenblick können wir vom Feinde überfallen werden; die Feldwache müßte schon längst aufgestellt sein. Reiten Sie also unverzüglich im scharfen Trabe nach der Brücke über die Nuthe, wo Sie eine Ihrer Vedetten am besten postieren werden. Wenn es jedoch mit ihrem Proviant so schlecht bestellt ist, werde ich Ihnen gern aus meinem persönlichen Vorrat eine meiner vorzüglichen Blutwürste übersenden, sobald mein Bursche, der dieselben hierher besorgt, zurückgekehrt ist. Sie können mir nach einer Stunde einen Ulanen schicken, um die Wurst holen zu lassen.“

„Ich danke sehr, Herr Rittmeister,“ sagte von Mangelsdorf, salutierte, bestieg sein Pferd und führte langen Gesichts den Zug hinab nach der Nuthe.

Mit stiller Wehmut hatte der Einjährig-Freiwillige Hahn dieser Unterredung zugehört. Auch er hatte seinen Mundvorrat vollständig verbraucht und es eröffnete sich ihm nun die gewiß nicht beneidenswerte Aussicht, mit leerem Magen bis neun Uhr abends (es war jetzt drei) in dem scheußlichen Wetter ausharren zu müssen. Mißgestimmt trabte er neben dem Sergeanten dahin, der fortwährend Anspielungen auf Essen, Trinken und Rauchen machte. Hahn zuckte die Achseln, sagte, daß er selber nichts habe, und machte sich somit diesen zum Feinde. Nach einer halben Stunde war die Feldwache an Ort und Stelle.

„Einjähriger Hahn!“ rief von Mangelsdorf, als man abgesessen war.

„Herr Lieutenant!“

„Schreiben Sie mal eine Meldung!“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant!“ Hahn ersah sich eine Bodenerhöhung zum Standort aus, um wenigstens nicht ganz im Wasser zu stehen, griff mit seinen krummen Fingern in den Brustlatz, holte den feuchtgewordenen Meldeblock hervor und stellte sich in Positur.

„Na, was haben Sie geschrieben, Einjähriger?“ fragte Mangelsdorf nach einem Weilchen.

„Nichts, Herr Lieutenant. Der Herr Lieutenant müssen doch diktieren.“

„Ach Unsinn! Schreiben Sie man, was Sie denken. Wozu sind Sie denn Einjähriger?“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant!“ sagte Hahn und schrieb. Mangelsdorf beschäftigte sich inzwischen damit, den dicken Schmutz mit der Säbelscheide von den Stiefeln zu kratzen.

„Nu — — fertig?“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant!“

„Na, — Lesen!“

„Meldung von Feldwache Nr. 1. Die Feldwache Nr. 1, bestehend aus 1 Sekondelieutenant, 1 Sergeanten, 1 Trompeter, 1 Einjährig-Freiwilligen und 17 Ulanen, steht südlich der Stadt Jüterbogk, ca. 1 km entfernt, an der steinernen Brücke über die Nuthe. 2 Vedetten sind ausgestellt, eine Schleichpatrouille von 4 Pferden in die rechte Flanke abgeschickt. Feldwache Nr. 1, den 4. September 1886. Nachmittags 3½ Uhr.

„Jut!“ sagte von Mangelsdorf. „Nu jeben Sie den Wisch her, ich werde ihn unterschreiben. — — So! — Jetzt reiten Sie mal zur Schwadron zurück mit der Meldung und fragen Sie, ob meine Blutwurst schon da wäre. Sie können dieselbe gleich mitbringen. — Haben Sie denn Proviant, Einjähriger?“

„Nein, Herr Lieutenant.“

„Na, vielleicht ist die Wurst jroß jenug, daß ich Ihnen etwas davon abjeben kann, obwohl ich selbst barbarischen Hunger habe. Nun reiten Sie!“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant!“ rief Hahn, schwang sich auf sein Roß Parcival und sprengte davon.

Dieser Dienst des Meldungsschreibens ist fast ausschließlich in den Händen der Einjährigen und so hätte es auch unserem Freunde Hahn eigentlich eine alte bekannte Sache sein sollen, diese Schriftstücke für seinen bequemen Herrn von Mangelsdorf aufzusetzen; er mußte aber doch seinen Vorgesetzten ein bischen ärgern. Neu war es ihm hingegen, daß besagter Lieutenant ihm ein Stück von seiner Blutwurst anbot, die er allerdings selbst noch nicht besaß. Das war nun freilich durch die außergewöhnlichen Umstände veranlaßt, und Hahn freute sich auf das versprochene Ende Wurst nicht wenig. Das wird jeder begreiflich finden, der so lange gehungert hat, wie Freund Hahn. Er sparte deshalb die Sporen nicht und sauste im Galopp die Chaussee entlang, daß das Wasser rechts und links an die Pappeln spritzte.

Nach zehn Minuten schon hielt der Einjährige vor seinem Rittmeister. Vorschriftsmäßig wollte er absitzen, da sich der Chef zu Fuß befand, aber dieser winkte ihm gnädig, oben zu bleiben.

„Meldung von Feldwache Nr. 1!“ rapportierte Hahn und zog den nassen Brief hervor.

„Haben Sie schon feindliche Vorposten gesehen?“

„Nein, Herr Rittmeister!“

„Gut.“ Der Chef überlas die Meldung. „Reiten Sie nach Hause.“

„Herr Rittmeister!“

„Nun?“

„Herr Lieutenant von Mangelsdorf lassen um die Wurst bitten.“

„Was für eine Wurst?“

„Um die Blutwurst, Herr Rittmeister.“

„Ach so. — Bestellen sie nur, ich hätte selber noch keine. Mein Bursche ist noch nicht hier. Der Herr Lieutenant möchte in einer Stunde wieder anfragen lassen.“

„Zu befehlen, Herr Rittmeister!“

Hahn warf sein Pferd herum und galoppierte zur Feldwache zurück.

„Na, Einjähriger, wieder da?“ fragte Mangelsdorf den Ansprengenden schon von weitem.

„Zu befehlen, Herr Lieutenant! erwiederte dieser und saß ab.

„Jeben Sie mal die Wurst her, Einjähriger. Haben Sie auch Brötchen mitjebracht?“

„Nein, Herr Lieutenant! Auch die Wurst habe ich noch nicht erhalten. In einer Stunde soll ich wieder kommen.“

„Teufel! Noch nicht? Na, dann reiten Sie man nachher wieder hin.“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant!“ Der Einjährige machte, so gut es der aufgeweichte Boden erlaubte, kehrt und trat zu seinem Pferde, um noch einmal die Packtaschen zu untersuchen, ob nicht irgendwo ein Krümel Genießbares versteckt sei. Vergebliche Mühe! Es war nichts — rein gar nichts zu finden.

So verrann eine traurige Stunde, welche Mangelsdorf dazu benutzte, alle fünf Minuten nach der Uhr zu fragen. Er hatte zwar selbst eine, aber wenn man es bequemer haben kann, wird man doch nicht höchsteigenhändig nachsehen, zumal bei nassem Wetter. Mangelsdorf langweilte sich augenscheinlich und dieser Gemütszustand brachte ihn dem Einjährigen menschlich näher, so daß sich zuletzt eine Unterhaltung entspann, welche, ausgehend von den vorzüglichen Blutwürsten des Rittmeisters, sich auf das Thema ‚Ueber Blutwürste überhaupt‘ erweiterte, wozu dann zunächst ein Schluck Cognac, ein Schoppen Wein, ein paar Eier und etwas Kaviar sich gesellten, und so hatten denn die beiden schließlich ein ganzes Souper gegessen, leider nur in Gedanken, denn der immer rebellischer knurrende Magen machte alle noch so realistischen Vorstellungen illusorisch.

„Na, da kommt ja die Schleichpatrouille zurück!“ rief Mangelsdorf endlich. „Da können Sie jleich eine Meldung machen und nach der Blutwurst fragen.“

„Zu befehlen!“ sagte der Einjährige und schlug die Hacken zusammen, daß die Sporen — — nein, die Sporen klirrten nicht! Es hatte sich zu viel Schmutz in die Räder gesetzt.

Hahn besprach mit dem noch immer verstimmten Sergeanten den Erfolg der Patrouille und setzte dann die Meldung auf. Lieutenant von Mangelsdorf unterschrieb dieselbe und gab noch einige Instruktionen über die Blutwurst.

„Ich will Ihnen mal was sagen, Hahn: Die Geschichte fängt

nachgerade an, mir langweilig zu werden. Wenn Sie diesmal die Blutwurst wieder nicht bekommen sollten, dann reiten Sie einfach nach Jüterbogk hinein und kaufen was. In einer Stunde können sie den Ritt ganz gut machen."

„Ja wohl, Herr Lieutenant," erwiederte der Einjährige. Es war kein dienstlicher Auftrag, da konnte er sich wohl von dem strengen ‚Zu befehlen' drücken."

Hahn steckte die Meldung in den Brustlatz, ergriff seine Lanze, schwang sich auf den Parcival und ‚Badabum, badabum' gings im Galopp dahin, der Schwadron, dem Rittmeister und der Blutwurst zu.

Diesmal hatte der Einjährige mehr Glück. Als er vor seinem Schwadronschef vom Pferde sprang, hielt ihm dieser bereits den langersehnten ‚Happen' entgegen. Es war zwar nur eine halbe Blutwurst, aber der Rittmeister entschuldigte dies gewissermaßen: „Sagen Sie Herrn von Mangelsdorf, mein Bursche hätte mir nur eine Blutwurst mitgebracht, von der ich dem Herrn Lieutenant die Hälfte sende. Mehr besitze ich leider nicht."

Der also Beschiedene hätte nun am liebsten ein langes Gesicht gezogen, aber das durfte er doch nicht. Er verschloß daher etwaige Gemütsbewegungen tief in seinem Innern und maskierte dieselbe äußerlich mit jenem schönen Worte ‚Zu befehlen', welches man seinem Vorgesetzten gegenüber immer anbringen kann, welches immer paßt und welches immer gern gehört wird. Währenddessen holte der Rittmeister ein schmutziges, halb zerrissenes Stückchen Zeitungspapier hervor und wickelte die halbe Wurst, so gut oder schlecht es eben gehen wollte, ein.

Hahn erkletterte den nassen Sattel und galoppierte, jetzt zum fünftenmal, die Chaussee entlang. Als er nun so fürbaß ritt, kamen ihm folgende Gedanken:

„Ich bringe jetzt meinem Lieutenant die lange ersehnte Wurst; es ist jedoch nur eine halbe, eine kleine halbe. Mein Lieutenant hat nun gesagt, wenn die Wurst groß genug ist, wird er mir etwas abgeben. Dieses Stück hier ißt er doch gewiß allein auf, ergo ich bekomme nichts zu essen. Da ich nun ebensogut wie andere Leute einen barbarischen Hunger habe, muß ich mir selbst etwas besorgen. Mein Lieutenant hat ferner vorhin gefragt, ob ich Brötchen mitgebracht habe; er will also Brötchen haben. Dito hat er gesagt, ich kann nach Jüterbogk reiten und dort etwas kaufen. Ergo, ich reite nach Jüterbogk, kaufe für meinen Lieutenant ein paar Brötchen und für mich eine Wurst. Probatum est!"

(Schluß folgt.)

Kakao.

Kakao wurde noch vor kaum zwanzig Jahren zu den sog. Luxusartikeln gerechnet. Im Laufe der Zeit hat er sich jedoch sehr einzubürgern gewußt und er zählt heute zu den wichtigsten Volksnahrungsmitteln mit. Der hohe Nährwert des Kakao ist immer mehr erkannt worden, und demzufolge hat sich der Konsum ganz beträchtlich gesteigert. Der Kakao verdient als Genuß- und Nahrungsmittel bei weitem den Vorzug vor Kaffee und Thee, welche eigentlich streng genommen gar nicht einmal zu den Nahrungsmitteln zu rechnen sind. Der Kakao enthält nachgewiesenermaßen mehr Stickstoff, folglich also mehr Nährfähigkeit als das beste Rind- oder Hammelfleisch. Er besitzt außerdem in dem Theobromin einen Bestandteil, welcher dem Coffeïn sehr ähnlich ist, und sein Genuß wirkt deshalb ebenso anregend, wie der Kaffee oder Thee. Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade über diesen so eminent wichtigen Artikel verhältnismäßig wenig Kenntnis unter dem Publikum vorhanden ist. Es scheint daher hier sehr angebracht, ein wenig den Schleier zu heben.

Wenn man in den heutigen Tagen von „Kakao" spricht, so meint eben ein jeder schlechthin das fertige Kakaopulver, wie es zur Zubereitung des Getränkes Verwendung findet. Das Rohmaterial des Kakaopulvers ist die Kakaobohne, welche den Samen des Kakaobaumes bildet. Dieser wird hauptsächlich in den Staaten Mittel-Amerikas kultiviert, und die besten Sorten sind die von Porto Cabello, Caracas und Maracaibo. Die Mengen, die hier geerntet werden, sind nicht groß, aber die Bohnen übertreffen an Güte jede andere Sorte, daher die von dort bezogenen Kakaobohnen auch im Preise sehr hoch stehen. Im Aroma am kräftigsten und deshalb sehr beliebt ist die unter dem Namen von Guayaquil bekannte Sorte. Der Kakaobaum gedeiht außerdem noch in verschiedenen anderen Länderstrichen. Er ist in denselben meist durch Kolonisten eingeführt. Unter anderem steht der Kakao in Afrika in ziemlich hoher Kultur. Ganz vorzüglichen Kakao bringt die deutsche Kolonie Kamerun auf den Markt, und ebenso läßt die Deutsche Ostafrikanische Kolonie in nicht allzuferner Zeit ebenfalls hübsche Kakao-Ernten erwarten. Die Kakao-Kultur ist sehr schwierig. Sie erfordert gleichmäßige, warme Temperatur, Feuchtigkeit, Schatten und Schutz vor Winden. Die Frucht steht in der Form zwischen Melone und Gurke. Ihr Inneres enthält 25—40 Samenkörner oder Kakaobohnen. Diese wiederum haben einen weißen Kern, der einen bitteren Geschmack hat. Derselbe verliert sich jedoch, nachdem die Bohnen einer Gährung, dem sog. Rollen, unterworfen worden sind. Hierbei und durch Einwirkung der Sonnenwärme bildet sich das braune Kakaopigment. Nachdem die Bohnen getrocknet sind, werden sie in den Handel gebracht. Die Verarbeitung der Kakaobohnen zu Kakaopulver geschieht folgendermaßen: Die Bohnen werden zunächst gereinigt, d. h. durch Sieben und Auslesen von Steinen, Stielen, angebrochenen und verdorbenen Bohnen befreit, dann in den Kaffeeröstern ähnlichen Apparaten geröstet und hierauf gebrochen. Auf sehr sinnreich konstruierten Maschinen werden alsdann die Kakaobohnen geputzt, d. h. die harte, ungenießbare Schale von dem Fleische der Bohne getrennt. Die Schalen, welche von den besseren Guayaquil-Kakaosorten einen angenehm schmeckenden Absud geben, gehen als sog. Kakaothee direkt in den Handel und werden hauptsächlich in Ostdeutschland konsumiert. In Mitteldeutschland ist dieses von den Kindern sehr gern genommene Getränk weniger bekannt, und es ist doch besser schmeckend als z. B. Cichorienkaffee. Das Fleisch der Kakaobohnen wird auf erwärmten Mühlen zu einem äußerst feinen Brei gemahlen, der Kakaomasse genannt wird. Diese Masse wird nun entweder zu Kakaopulver verarbeitet, nachdem man ihr unter großem hydraulischen Drucke das überflüssige Fett (die Kakaobutter) entzogen hat, oder giebt nach inniger Vermischung mit Zucker und Gewürz die uns bekannte Chokolade. Die Bestandteile der Kakaomasse sind je nach den Kakaosorten (in Procenten ausgedrückt):

Feuchtigkeit	4,04 — 8,52
Fett (Kakaobutter)	46,90—52,09
Zucker, Kakaorot und Theobromin	7,35 — 8,99
Theobromin allein der bei 100° C. getrockneten Substanz (nach Wolfram)	1,34 — 1,66
Kakaorot (nach Zipperer)	2,60 — 5,00
Stärke	8,72—12,64
Proteïnstoffe oder Eiweiß und Cellulose	18,17—24,39
Asche	2,88 — 4,82

Wie hieraus ersichtlich, besitzt die reine Kakaomasse einen bedeutenden Fettgehalt und ist deshalb nicht gerade leicht verdaulich, weshalb man darauf gekommen ist, ihr, wenigstens zum größten Teile, das Fett zu entziehen. Dadurch wird der Kakao leichter verdaulich und auch vom Magen leichter aufgenommen. Auf diese Weise ist der entölte Kakao oder das Kakaopulver entstanden. Da jedoch das auf diese einfache Art gewonnene Kakaopulver sich im Wasser, selbst bei längerem Kochen, nicht löst, sondern sich in der Tasse sofort absetzt, so blieb dasselbe bis vor etwa fünfzehn Jahren ein wenig begehrter Artikel. Die Holländer waren es, die zuerst entölten, leichtlöslichen Kakao auf den Markt brachten und damit ihren Fabrikaten einen Weltruf verschafften. Nicht uninteressant ist es, daß nach dem ersten Auftauchen des holländischen, entölten Kakao man diesen als gefälscht und gesundheitsschädlich beschlagnahmte. Seitdem ist es freilich etwas anders geworden. Jedermann bevorzugt das neue, für den Gebrauch so leicht handliche Präparat; auch ist dessen Herstellung nicht mehr Privilegium der Holländer. Deutsche Fabrikanten lernten alsbald gleichfalls ein leicht lösliches Kakaopulver herstellen, und ihr Fabrikat kann es heute getrost mit dem holländischen „Konkurrenten" aufnehmen. Leider finden die deutschen Kakaopräparate bei dem Publikum immer noch nicht die gebührende Würdigung. Die große Masse kann sich nun einmal nicht von der Sucht, alles Fremdländische zu bevorzugen, losreißen.

Die Herstellung des Kakaopulvers geschieht, wie schon oben erwähnt, indem der von den Mühlen kommenden Kakaomasse durch hydraulisches Pressen die Kakaobutter entzogen wird und die verbleibenden Preßkuchen auf Kollergängen gepulvert werden. Das Löslichmachen des Kakaopulvers geschieht durch Behandlung des Kakaos entweder mit Alkalien oder durch Dextrinisierung desselben mittels Dampfdruckes oder durch eine Kombination beider Verfahren.

Das Kakaopulver ist ein gegen alle scharfen Gerüche sehr empfindlicher Stoff und muß deshalb in Blechbüchsen aufbewahrt werden.

Die Fabrikation von Chokolade, welche wir kurz erwähnen wollen, ist eine sehr einfache. In den erwärmten Kollergängen, sog. Motangeuren werden nämlich der flüssigen Kakaomasse Zucker und Gewürz, bei billigeren Sorten auch Mehl zugesetzt und zwar so lange, bis dieses Gemisch eine teigartige, plastische Masse ergiebt. Diese wird dann auf Granitwalzwerken fein gemahlen, hierauf in Blechformen gefüllt und im Kühlkeller zum Erstarren gebracht. Je nach Art und Zweck wird hiernach die Chokolade in feiner Verpackung oder auch ohne solche als sogen. Bruchchokolade in den Handel gebracht. Das Vorurteil, welches im Publikum auch früher gegen die deutsche Chokolade bestand, ist glücklich gehoben. Die deutschen Chokoladefabriken stehen betreffs ihrer Einrichtung und Leistungsfähigkeit hinter denen keiner Nation zurück. Nicht allbekannt dürfte es sein, daß ein großer Teil der Kakao- und Chokoladefabrikanten Deutschlands sich außerdem zu einem Verbande vereinigt hat, dessen Hauptaufgabe es ist, unter seiner Marke garantiert reine Kakaopräparate in den Handel zu bringen. Die von den Angehörigen des Verbandes gelieferte Ware unterliegt der Prüfung auf ihre Reinheit und ist genau nach Vorschrift gefertigt. Wer also Kakaopräparate mit der Bezeichnung: „Garantiert rein Kakao, resp. rein Kakao und Zucker" kauft, hat die vollste Gewißheit, etwas Gutes und Feines zu bekommen.

Im Anschluß hieran seien noch einige specielle Mitteilungen über den besprochenen Artikel, wie das Kakaogeschäft überhaupt, gegeben. Kakao wird besonders in Frankreich, England, Spanien, Deutschland und in der Schweiz verarbeitet. Der Konsum von Kakao im deutschen Reiche beträgt 0,05 Kilogramm per Kopf und Jahr und steht somit als solcher unter den konsumierenden Ländern an letzter Stelle. Nach der Kopfzahl berechnet, erreicht die Höchstziffer, etwa 1 Kilogramm pro Kopf und Jahr, Spanien, Portugal und die von Spaniern und Portugiesen besiedelten Länder Mittel-Amerikas und das tropische Süd-Amerika. Die Gesamtproduktion in Kakao wird auf etwa 425,000 Doppelcentner berechnet. Die Einfuhr von Kakaobohnen aus den Produktionsgebieten nach Deutschland, welche 1883 ungefähr 26,000 Doppelzentner betrug, hat sich seitdem stetig vermehrt. Charakteristisch für den Artikel ist es, daß man zu Anfang dieses Jahrhunderts das Entölen des Kakao nur zur Gewinnung der Kakaobutter vornahm und den Preßrückstand, der heute so beliebte entölte Kakao, als wertlos erachtete. Nachdem es jedoch der fortschreitenden industriellen Entwickelung gelungen ist, das Rohprodukt in anderer, rationeller Weise zu bearbeiten, hat sich ein vollständiger Umschlag vollzogen. Das, was früher für wertlos galt, ist jetzt der bei weitem wichtigere Teil geworden. Das Geschäft in Kakaofabrikation im allgemeinen hat eine nicht gerade ungünstige Lage zu verzeichnen, jedoch sind die Preise sehr mäßig. Die Konkurrenz ist zudem sehr bemüht, wodurch die Grundlage des soliden, einträglichen Geschäftes sehr oft etwas aus ihren Bahnen gedrängt wird. Im übrigen ist der Rohkakao gleichfalls Konjunkturen unterworfen, deren wichtigste die Mißernten sind. Die Haupthandelsplätze für Rohkakao sind Hamburg und London. Gedacht sei noch des Nebenproduktes von Kakao, der Kakaobutter. Wie schon erwähnt, wird sie nur durch Pressen der Kakaomassen gewonnen. Sie findet ihre Verwendung zu geringeren Chokoladen, Chokoladen-Desserts und medizinischen Zwecken (Salben).

R.

Das Lied der Lieder.

Es giebt ein Lied der Lieder,
Das singst du immer wieder,
Wenn du es einmal singen lernst;
Kein Mensch hat es ersonnen
Das Lied, so reich an Wonnen
Und doch so lehrreich, tief und ernst.

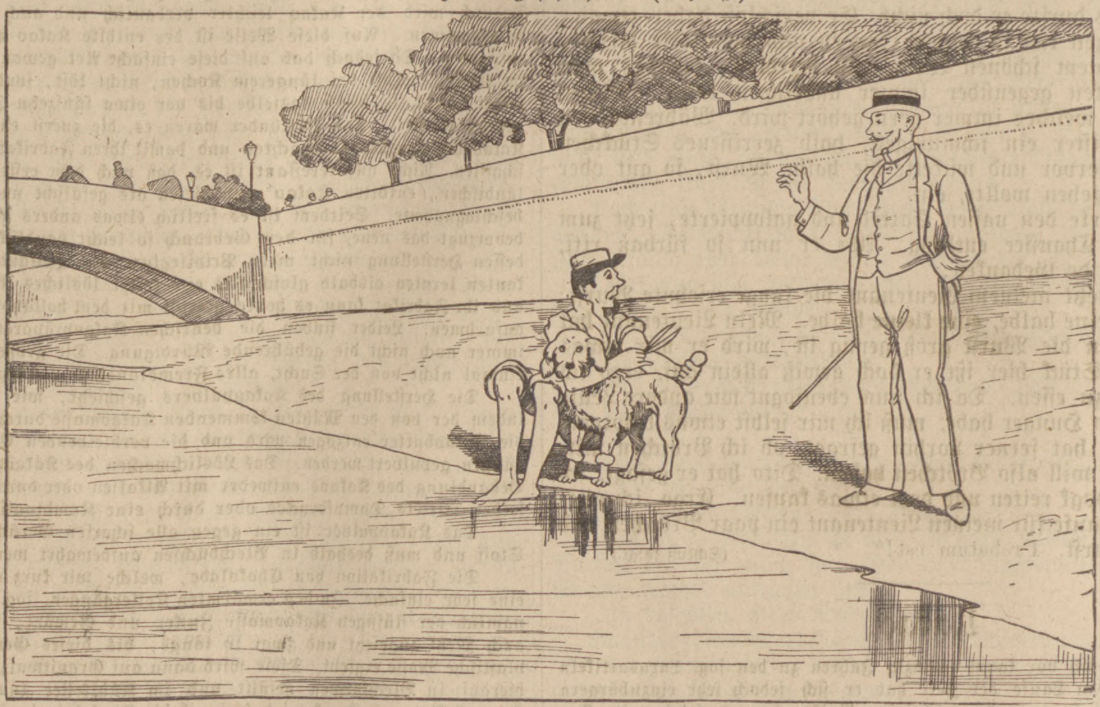
Es singt von einer Liebe,
Vor der des Lebens Trübe
Wie Nebel vor der Sonne flieht.
Wie weichen alle Schmerzen,
Wenn man so recht von Herzen
Anstimmen kann das schöne Lied!

K. J. Ph. Spitta.

UNSERE BILDER.

Apfeldieb. „Verbotenes schmeckt doppelt gut," heißt ein Sprüchwort und „Gelegenheit macht Diebe" ein anderes. In dieser doppelten Hinsicht ist die Versuchung an den kleinen Burschen herangetreten und leider hat er nicht widerstehen können. Die duftenden, rotbackigen Aepfel leuchteten auch gar zu verführerisch zu ihm herüber. Deshalb hat er sich die Taschen gefüllt und noch eine ganze Anzahl will er in den Armen davontragen. Freilich sieht man seinem unschuldigen Gesichtchen gar nicht an, daß er sich bewußt ist, etwas Verbotenes zu vollbringen. Höchstens ist ein bischen Besorgnis darin zu lesen, ob er auch seine Beute glücklich weiter bringe; einer der Aepfel ist schon auf den Boden gerollt. O unschuldige Jugend, die du mit lächelndem Munde Verbotenes vollführst, ohne Ahnung, etwas Strafbares gethan zu haben! Wohl dir, wenn du bald einen Führer durchs Leben findest, der dich vor Schlimmerem, als dem Apfeldiebstahl bewahrt! K.

Eine Hundegeschichte. (Schluß.)



6) „Und jetzt ein kleines Quasterl am Schwanz?" — „Mir ganz egal, gehört ja nicht mir, der Hund!"

Im Zwiegespräch. Der Kinnthaler Anderl und die Berghofer Vroni sind sich von ganzem Herzen gut; das weiß man im ganzen Zillerthal, denn überall ist das schmucke Paar, das silberhell seine Jodler ertönen läßt, bekannt. Auch beim „Schuhplattln nimmt's wohl niemand mit ihnen auf, und wenn der Anderl die Vroni lustig beim Tanze dreht, dann schauen die „Dirndln" und „Buabn" gar neidisch zu dem Paar hinüber, denn so wie die zwei verstehen sie es doch nicht. Der Anderl benützt jede Gelegenheit, mit der Vroni zusammenzukommen, und sie läßt sich gern vom Herzallerliebsten treffen, um mit ihm zu plaudern. Schon in aller Früh steht der Anderl in der Nähe des Hauses seiner „Zukünftigen", um nach echter Tiroler Sitte den „Schatz" mit einem „Juchezer" zu begrüßen. — Sie läßt sich nicht zweimal rufen. Flugs ergreift sie den „Milchamper" und macht sich im Stall zu schaffen, nicht ohne vorher ein kleines Plauderstündchen abzuhalten, das uns der Maler Emil Rau in seinem heutigen Bilde so wahrheitsgetreu vor Augen führt. St.

ALLERLEI.

O weh! Chef: „Wissen Sie, Herr Meier, dazu habe ich Sie doch nicht eingeladen, daß Sie den ganzen Abend nicht den Mund aufmachen." — Commis: „Aber erlauben Sie, Herr Prinzipal, ich habe doch fortwährend gegähnt."

Entsetzlich. Erster Freund: „Du, meine Frau hat für ihren neuen Hut sage und schreibe fünfzig Mark bezahlt. Ist das nicht entsetzlich?" — Zweiter Freund: „Entsetzlicher als Du ahnst — jetzt muß ich für meine Frau mindestens einen für sechzig Mark kaufen."

Strafe gegen säumige Zahler. Nach einer Verordnung des Kaisers von Marokko mußten alle Leute, die in seinen Staaten lebten, ihre rechtmäßigen Schulden bezahlen; falls sie es aber nicht konnten, so mußten ihre Brüder oder Verwandten aushelfen, und wenn auch diese unfähig zu zahlen waren, so erhielt der Insolvent jeden Morgen eine Tracht Schläge, um ihn an seine Schulden zu erinnern. Dieses Gesetz wurde zu Fez im Jahre 1817 in Anwendung gebracht und so lange es in Rechtskraft war, soll dort kein einziger Bankerott vorgefallen sein.

Kärgliche Gelehrtenbesoldungen. Aus einer Geschichte der Universität Tübingen ersehen wir, daß zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Doktor der heiligen Schrift hundert Gulden, einer des geistlichen Rechts hundertzwanzig Gulden, die beiden Professoren der Medizin der eine hundert, der andere achtzig Gulden, dann jeder der vier „Artisten", das waren Lehrer der freien Künste, und einer der in „Oratoria, Moralibus und Poetey" lieset, zwanzig Gulden erhielt. Das ganze Einkommen, von dem noch die geistlichen Herrn fünf Vikarien für den Gottesdienst in den der Universität geschenkten Kirchen erhalten mußten, belief sich auf zweiundfünfzig Mark für zehn Professoren und vier Magister der freien Künste. Da war es allerdings nicht zu verwundern, wenn sich auf einem Reichstage zu Rottenburg die Professoren selbst „arme Gesellen" nannten. Bis zum Jahre 1541 mußten die Professoren der Philosophie ledigen Standes bleiben. Wenn sie im Senate erschienen, wurden ihnen keine Stühle angeboten und in der Aula hingen ihre Porträts hinter dem Ofen. K.

Gemeinnütziges

Im Hinblick auf die jetzt beginnende **Birnen- und Aepfelernte** sei auf eine gerade an diesen beiden Obstarten zu findende Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht, die, besonders bei Personen mit nicht taktfestem Magen, schon manche Erkrankung herbeigeführt hat. An den Birnen und Aepfeln bemerkt man nämlich oft rauhe schwarze Flecke, die beim Genießen des Obstes meist unbeachtet bleiben. Wissenschaftliche Untersuchungen haben aber mit Bestimmtheit ergeben, daß diese Flecke Pilzwucherungen sind, welche sehr nachteilig auf die Verdauungsorgane wirken können. Es empfiehlt sich daher, solches Obst nur geschält zu essen, was Leuten mit schwachem Magen ohnehin schon dringend zu raten ist, da die Schalen des Obstes und namentlich der Aepfel sehr schwer verdaulich sind.

Gegen nächtliches Herzklopfen wirkt Zuckerwasser mit Citronensaft sehr beruhigend und wird in den meisten Fällen 1—2 Glas dieser Limonade den gewünschten Erfolg haben. Vielfach wendet man auch grüne Melissen an, die zerstoßen auf die Herzgegend gelegt werden. Hat man keine grünen, so verwendet man getrocknete Melissen, die man mit etwas Rosenwasser angefeuchtet hat. Es wird hier auch bald milder Schweiß eintreten, die nervöse Unruhe wird dadurch aufgelöst und es tritt Schlaf ein.

Aepfelsaft aus Falläpfeln. Man nimmt einen Korb mit recht verschiedenen Falläpfeln und reinigt sie von etwa anhaftendem Schmutz. Dann schneidet man jeden Apfel in mehrere Stücke, wobei die Wurmstellen und in der Hauptsache auch die Kernhäuser ausgestochen werden und wirft die Schnitze ungeschält in einen Kessel oder glasierten Topf. Nachdem sie mit so viel Wasser übergossen sind, daß dasselbe die Früchte gerade bedeckt, kocht man sie gar, läßt die Masse etwas abkühlen und gießt sie noch warm in einen leinenen Beutel und läßt, ohne zu rühren oder zu drücken, den Saft langsam durchlaufen. Der Saft wird hierauf wieder aufs Feuer gesetzt, pro Liter mit 125 Gramm Zucker gesüßt, eine Viertelstunde gekocht und dabei geschäumt. Hierauf füllt man ihn noch heiß in angewärmte Flaschen, verkorkt und verlackt dieselben. An kühlem Orte aufbewahrt, hält sich der Saft jahrelang.

Silbenrätsel.

ah, bach, burg, cap, cen, de, e, el, el, en, er, fen, furt, gen, gers, gey, ha, kiu, krei, la, na, ny, no, nord, of, pla, ra, ra, recht, rin, sam, ser, siu, ta, taur, ut, um, varn, ven, vi.

Aus den vorstehenden 40 Silben sind 16 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) Ein Dichter. 2) Mythologische Gestalten. 3) Stadt in Italien. 4) Wüstenwind. 5) Universität. 6) Nordspitze bei Norwegen. 7) Insel bei Japan. 8) Weiblicher Name. 9) Biblischer Name. 10) Stadt in Sachsen. 11) Heißer Sprudel. 12) Strom in Südamerika. 13) Fabrikstadt in Hessen. 14) Mythologische Figur. 15) Ablagerung der Erdoberfläche. 16) Stadt in Thüringen.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten ein Theaterstück, die Endbuchstaben von unten nach oben den Verfasser desselben.

H. Grothusen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:

Thekla, Hekla, Etelka, Klette, Lethe, Alkala.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.